

The background is a collage of brown cardboard and paper scraps. A black crosshair is overlaid on the collage. The text 'EINE VISION' is centered in the middle of the collage. The author's name 'Christian Kolle' is to the right of the title. The publisher's name 'timetwist' is at the bottom left.

EINE
VISION

Christian Kolle



Ich möchte Ihnen eine Geschichte erzählen. Ja, das ist meine Absicht, und wenn Sie jetzt empört aufschauen und sich wundern, wer die Unverfrorenheit besitzt, Sie während Ihrer hoffentlich hart verdienten Freizeit mit derlei Geschwätz zu belästigen, so möchte ich Ihnen antworten: Ich!

Wer ich bin, tut nichts zur Sache, doch soviel darf verraten werden: Ich bin der Erzähler. Natürlich gestattet mir das nicht, Sie weiter zu behelligen, doch Sie werden mir nicht das Recht streitig machen können, eine Geschichte zu erzählen. Und daher werde ich nun diese ehrenvolle, aber auch mit einer großen Verantwortung verbundene Aufgabe angehen. Denn Berichte über Leser, die durch fehlgeleitete Erzähler vom rechten Weg abkamen, gibt es zuhauf. Doch machen Sie sich darüber keine Sorgen; bei mir sind Sie in guten Händen.

Und so will ich denn nun auch beginnen, mit der Geschichte eines wundersamen Mannes, der sich auf eine wundersame Suche begab. Ich bin in der Lage, Ihnen dieses vermeintliche Abenteuer näher zu bringen, obwohl ich den Protagonisten, dessen Namen ich Ihnen in Kürze verraten werde, nicht sonderlich gut kenne. Wir waren einander weder Freund noch Feind, doch behandelten wir uns immer mit dem größtmöglichen Respekt.

Gleichwohl kann und werde ich Ihnen diese Geschichte erzählen, denn ich bin, und daran werden Sie sich erinnern, der Erzähler und als solcher steht es mir zu, den Verlauf des Geschehens zu begleiten oder gar nach eigenem Ermessen hie und da ein wenig zu beeinflussen. Doch bevor Sie sich in neidvoller Abneigung gegen mich ergehen, muß ich Sie gleich beruhigen: Sie werden mich bei jedem meiner Schritte begleiten, sozusagen als getreuer Kompagnon, und so werden auch Sie jedes Detail über diesen wundersamen Herrn erfahren, um den sich diese Geschichte rankt.

Natürlich könnte ich jetzt auf der Stelle loslegen, denn die Gedankenflut in meinem Kopf wartet nur darauf, endlich in die Freiheit auszubrechen, doch zuvor möchte ich noch einen Satz über unsere Beziehung verlieren, über die Beziehung zwischen Ihnen, dem Leser, und mir, dem Erzähler. Ich möchte letztendlich nur sichergehen, daß Sie mich nicht für einen garstigen Gesellen halten, der ohne auf Ihre Bedürfnisse zu achten, sich am eigenen Erzähltalent ergötzt. Denn es ziemt sich nicht, die Geschichte ohne Ihre persönliche Aufforderung oder nennen wir es lieber Einverständnis, zum Besten zu geben. Verzeihen Sie mir diesen sinnentleerten Ausdruck. Allerdings fällt es sehr schwer, sich vorzustellen, wie Sie, der Leser, mir, dem Erzähler, diese persönliche Aufforderung, mit der wundersamen Geschichte fortzufahren, übermitteln könnten. Daher werde ich in diesem besonderen Fall davon absehen und Ihr Einverständnis als vorausgesetzt behandeln, sozusagen als geheimen Pakt zwischen Ihnen, dem Leser, und mir, dem Erzähler und werde nun beginnen. Ich wollte es bloß einmal erwähnt haben.

Es ist die Geschichte des Professor Dr. Theophrastus Bombastus von Hohenheim, der sich aufmachte, die Welt das Fürchten zu lehren. Hört sich bekannt an, sagen Sie? Gut, ich gebe zu, Sie haben mich ertappt; alles frei erfunden. Ich hoffe nur, Sie sind im fortgeschrittenen Stadium der Lektüre weiterhin so aufmerksam. Denn auch wenn ich ein großes Verlangen danach verspüre, so kann ich Ihnen leider nicht versprechen, daß ich mich strikt an die Wahrheit halten werde; aber daß wir uns nicht mißverstehen: die Geschichte wird sich kaum verändern. Nur hie und da ein kleines Detail, eine knappe Ausschweifung, die ein oder andere Übertreibung, eben ein wenig mehr Glanz der Phantasie auf der matten Oberfläche der Realität. Sie werden es kaum bemerken.

Doch nun genug von mir, fürs Erste, versteht sich. Ich werde wohl nicht umhin kommen, ab und an höchstselbst noch einmal aufzutauchen. Aber kommen wir nun zu Prof. Dr. Theophrastus Bombastus von Hohenheim, der ein kleines Haus südlich der Stadt S. bewohnte. Es war eine ländliche Gegend, mit kultivierten und brachliegenden Feldern, einem kleinen Forsthain, vielen bunten Sträuchern, und an dieser Stelle sollte man vor allem die ungewöhnlich großen und ertragreichen Hagebuttensträucher erwähnen, die der Gegend ihren Namen verliehen, doch dazu später vielleicht mehr; diese Landschaft also, die dem Auge des Betrachters eine mannigfaltige Farbpalette bot, wurde am Horizont, weit im Norden gelegen, von einer mächtigen Bergkette begrenzt. Ob es an dieser natürlichen Hürde oder an der pittoresken Langeweile von S. und seinem Umland gelegen haben mag, daß es hier weitaus weniger Menschen als Hagebuttensträucher gab, ich weiß es nicht. Doch das Verhältnis der Hagebuttensträucher zu den hier lebenden Menschen betrug sechs zu eins.

Das Haus von Prof. Dr. Theophrastus Bombastus von Hohenheim lag in einer tiefen Ebene und es war das einzige Gebäude weit und breit. Verzeihen Sie mir diese abgegriffene Redewendung, doch tatsächlich mußte man einen ganztägigen Fußmarsch in Kauf nehmen, um entweder die Familie Bauer im Westen zu besuchen oder im Osten in einer Gastschänke von S. einen guten Wein zu sich zu nehmen; doch da konnte man getrost zu Hause bleiben, denn der Wein der Umgebung ist keine zehn Schritte wert.

Des Professors Behausung war jedoch nicht nur das einzige Haus im Umland von S., es war auch das einzige Haus seiner Art in dieser Gegend und, so möchte ich behaupten, das einzige Haus seiner Art auf der ganzen Welt. Nun, schon wieder so eine Floskel, werden Sie jetzt denken, doch Vorsicht – Sie haben es ja noch nie gesehen. Und wenn Sie in diesen Genuß gekommen wären, dann würden Sie jetzt mit einem sanften Kopfnicken in meine Rede einstimmen. Denn dieses Haus war derart ungewöhnlich, daß viele, die es in all den Jahren zu Gesicht bekommen haben, es ganz und gar nicht für ein Haus hielten. Sie sprachen diesem wundersamen Bau die ureigenste Identität ab, und das nur aufgrund seiner äußeren Erscheinung. Die Ignoranz des Menschengeschlechts, das sei hier nur kurz eingeschoben, kennt keine Grenzen. Denn ich frage Sie, was macht ein Haus zu einem Haus?

1. Man wohnt in einem Haus!

Doch wohnt man nicht auch in einem Zelt, in einer Höhle, auf dem Mond oder unter Wasser? Manche dieser Beispiele ergeben vielleicht weniger Sinn als andere, doch die Zukunft wird kommen, Sie werden schon sehen.

2. Ein Haus schützt vor dem Unbill des Wetters!

Ich möchte Ihre Nerven nicht unnötig strapazieren und daher lasse ich das Gegenargument, daß man unter Wasser den besten Schutz vor Regen erfährt, einfach unter den Tisch fallen. Dennoch muß ich einwenden, daß das Wetter im mediterranen Raum weniger wechselhaft ist, als in den Breiten rund um S. Hieße das demnach, daß die stolzen Iberer nicht in Häusern leben?

3. Ein Haus schützt vor Eindringlingen!

Der beste Schutz vor ungebetenen Gästen ist die Besteigung eines einsamen und sehr, sehr hohen Berges. Die Wahrscheinlichkeit, dort gefunden zu werden ist sehr gering. Die Wahrscheinlichkeit, dort aufgesucht zu werden, ist noch geringer.

Die letzten dreizehn Punkte meiner Liste möchte ich mir an dieser Stelle sparen; Sie wissen nun wahrscheinlich, worauf ich hinaus will. Die Welt, wie wir sie kennen, offenbart eine unglaublich große Zahl von Definitionslücken und der Mensch fällt mit großer Vorliebe in diese

kategorischen Erdspalten hinein. Daher möchte ich die Gelegenheit nutzen, um Sie zu warnen; wer tief fällt, wird sich weh tun, so viel steht fest.

Doch ich erfülle nicht die Aufgabe des Aufpassers, sondern die des Erzählers, und so werde ich mich wieder zurück begeben, zu Prof. Dr. Theophrastus Bombastus von Hohenheim. Nur eins noch; Sie werden hoffentlich Verständnis dafür aufbringen, daß ich den Protagonisten dieser Geschichte, und Sie werden wissen, wen ich meine, in Zukunft nicht mehr mit seinem vollem Namen nebst akademisch zweifelhafter Titel benennen werde. Ich werde den Professor schlicht Professor nennen, denn so spare ich meine Zeit und auch die Ihre, und nicht daß Sie jetzt vor Dankbarkeit auf die Knie fallen müßten, so reicht doch Ihre wohlwollende Anteilnahme an dieser Art der Effizienzsteigerung. Und sollte es doch einmal passieren, daß ich dem Professor seinen klangvollen Namen und seine zwielichtigen Titel gönne, so wird dies mit voller Absicht geschehen, um Verwechslungen mit anderen akademischen Würdenträger, die in dieser Geschichte auftauchen könnten, vorzubeugen. Ob dies geschehen wird, kann und darf ich Ihnen noch nicht verraten, denn als ehrbarer Erzähler muß ich die Spannung aufrecht erhalten.

Nun kehren wir aber geschwind zurück zu des Professors Abenteuer; doch sparen wir uns die Vorrede. Das Aussehen dieses Mannes ist nicht von Belang, obschon sein Auftreten so manch braven Bürger um die Contenance brachte. Auch die Umgebung, deren Beschreibung ich mir kaum verkneifen kann, soll hier nicht weiter vorgestellt werden; Sie lernen sie im Laufe der Zeit schon noch kennen und lieben. Nun sollten wir dem Professor jedoch ein wenig über die Schulter schauen.

Es begab sich an einem herrlichen Sommermorgen, die Vögel zwitscherten und der weiße Schnee lag auf den Feldern, daß der emsige Professor sich ermunterte und seinen Oberkörper im Federbett aufrichtete. Falls Sie den Schnee im Sommer nicht akzeptieren wollen, so lassen Sie ihn einfach weg; oder ersetzen den Sommer durch den Winter, dann ist die Logik wieder hergestellt. Doch glauben Sie mir, die Mühe können Sie sich sparen. Hören Sie lieber, welch wundersame Worte der Professor zu seiner Frau sprach, die an seiner Seite noch immer in der Welt der Träume schlummerte.



Marthe, ich hatte einen Traum. Nein, das trifft es nicht, ich hatte eine Vision, ein Bild der Zukunft, eine Eingebung, Marthe, so höre doch, sagte der Professor.

Ich möchte Deine wunderliche Wandlung zum Orakel von S. nicht diskreditieren, doch ich bin müde, sagte Marthe.

Schlafen kannst Du im Tode besser als im Leben, sagte der Professor.

Ich sah die Dinge, die kommen und die Dinge, die kamen.

Es werden noch viele Dinge kommen und gehen, sagte Marthe.

Doch ist dies kein Grund, mich meines Schlafes zu berauben.

Draußen zwitscherten die Vögel und die Sonne schien auf die weißen Felder. (Sie denken daran, die weißen Felder durch braune Felder zu ersetzen, falls Sie den Sommer lieben oder aber die Vögel, die im Winter eher selten sind, durch Eisbären auszutauschen, die zwar in der Gegend von S. niemals gelebt haben und auch nicht zwitschern können, doch durch ihre inhärente Assoziationskraft mit dem Winter ihren Sinn und Zweck vollkommen ausreichend erfüllen.)

Ich bin hungrig, sagte der Professor.

Du solltest etwas essen, sagte Marthe.

Ich möchte, daß wir gemeinsam frühstücken, sagte der Professor.

Dann bereite den Tisch und schneide das Brot, sagte Marthe. Diese Minuten werden mir reichen, um noch ein wenig Schlaf nachzuholen.

Wo befindet sich das Brot, sagte der Professor.

Dort, wo es immer ist, sagte Marthe.

Ich weiß nicht, wo es immer ist, sagte der Professor.

Du solltest öfter das Frühstück bereiten, dann wüßtest Du, wo das Brot ist, sagte Marthe.

Gewöhnlich bist Du früher wach als ich, sagte der Professor.

Du solltest öfter eine Vision haben, sagte Marthe.

Ich verstehe den Zusammenhang zwischen meiner Vision und dem Brot nicht, sagte der Professor.

Rechter Schrank, oberste Schublade, sagte Marthe.

Du sprichst in Rätseln, sagte der Professor.

Du solltest Dich wieder hinlegen und auf eine neuerliche Vision warten, um mich zu verstehen, sagte Marthe.

Ich glaube, Du hast Recht, sagte der Professor.

Er streckte die Arme, bis die Gelenke knackten, drehte sich behend auf die rechte Seite und schloß die Augen. Draußen stieg die Sonne bereits höher und erwärmte die Erde.

Ich bin hungrig, sagte Marthe.

Ich schlafe, sagte der Professor.

Wie kannst Du schlafen, während Du sprichst, sagte Marthe.

Ich spreche, während ich schlafe, sagte der Professor.

Das ändert die Sachlage, sagte Marthe.

Ändert es etwas an Deinem Hunger, sagte der Professor.

Nein, sagte Marthe.

Du solltest etwas essen, sagte der Professor.

Du hast Recht, sagte Marthe. Ich werde das Frühstück bereiten. Hoffentlich schläfst Du nicht zu lange.

Keine Sorge, sagte der Professor. Der Geruch frischen Brotes hat noch den schläfrigsten Bären aus seinem Winterschlaf erweckt.

Brumm, sagte Marthe.

Sie stieg aus dem Bett und kleidete sich an. Dann verließ sie das Schlafgemach, mühte sich stöhnend die große Treppe hinab und ging in die Küche. Der Laib Brot, rechter Schrank, oberste Schublade, wurde in den Ofen geschoben. Marthe stützte sich auf die Fensterbank und blickte zum Himmel.

An dieser Stelle möchte ich mich kurz einklinken und die spannungsgeladene Szenerie unterbrechen. Es ist vielleicht an der Zeit, ein paar wenige Worte über des Professors familiäre Situation zu verlieren. Nicht das deren besseres Verständnis von Belang wäre, so erhöht es doch die Involviertheit des Lesers in die Geschichte. Dann werden Sie den Professor und Marthe mit völlig anderen Augen betrachten und ihren Gesprächen über leibliche oder angeheiratete Verwandte, die durchaus noch stattfinden könnten, mit Entzücken lauschen.

Theophrastus Bombastus von Hohenheim wuchs in O. auf, welches zu jener Zeit unter anderem Namen bekannt war. Die Eltern des Professors waren tüchtige, ehrbare Geschäftsleute und verdienten ihr Geld mit dem Erwerb von Raps und dem Verkauf von Schwein. Sie ermöglichten ihrem Sohn, dem dritten von sechzehn Kindern, eine solide, wenngleich auch durchschnittliche Ausbildung, welche ihn jedoch nicht davon abhielt, bereits mit elf Jahren den elterlichen Hof zu verlassen und in der Welt umherzuziehen. Im Alter von sechsundsechzig Jahren kam Theophrastus Bombastus von Hohenheim, mittlerweile mit den aberwitzigsten Titeln geschmückt, in S. an, kaufte sein Haus im Westen des Umlandes, ehelichte Marthe und arbeitete an den verschiedensten Projekten. Von seiner Verwandtschaft war nie wieder etwas zu hören.

Marthes Geschichte kann ich Ihnen guten Gewissens ersparen; sie wuchs als Waise in einem Heim auf und ihre einzige Freundin verstarb mit vierzehn am Pfeifferschen Drüsenfieber.

Doch kehren wir geschwind zurück und begeben uns wieder mitten ins Zentrum des Geschehens; der Professor hatte sich dem olfaktorischen Reiz des Brotes nicht widersetzen können, war dem warmen Bett entstiegen und nach der Erledigung der menschlichen Bedürfnisse, die ich als ehrbarer Erzähler niemals kommentieren würde, trat der Professor vor den Spiegel.

Dieser reflektierende Blickfang besaß in seiner korrekten, geometrisch festgelegten Mitte ein Loch. Doch das war nicht die einzige Seltsamkeit dieses Spiegels. Das Loch fungierte nämlich gleichzeitig als eine Art Ursprung für acht Risse, die sich in alle Himmelsrichtungen ausbreiteten und am Ende über den Spiegelrand fielen. Somit war der Spiegel geteilt; in acht Stücke, deren bizarre Formungen chaotische Züge aufwiesen. Eines Tages jedoch, es war an einem Samstag, entdeckte der Professor, daß jeder dieser ungleichen bespiegelten Teile den exakt

gleichen Flächeninhalt besaß und zwar die Größe des Loches potenziert mit dem Faktor vier. Eine Ungeheuerlichkeit.

Doch eine Anekdote wäre eine schlechte ihrer Art, würde sie nur unterhalten und nicht auch belehren. Sie, der Leser, haben Glück, denn diese, meine Anekdote ist eine gute Anekdote und sie lehrt uns eine ganze Menge:

1. Der Professor ist ein aufmerksamer Beobachter.
2. Der Professor ist ein guter Mathematiker.
3. Der Professor verbringt viel Zeit vor dem Spiegel.
4. Der Spiegel ist seltsam geformt.

Derweil saßen sich der Professor und seine Frau Marthe am Frühstückstisch gegenüber und blickten auf die graue Tischplatte. Brotkrümel und Teeflecken bildeten eine mikroskopische Stadt und schon krabbelten die ersten sechsbeinigen Ameisenbewohner in Richtung Marmeladenberg am Ende des großen Hagebuttenteeflusses. Doch die Idylle in der Stube, die einem Heimatfilm entnommen schien, ließ sich auch durch die tierischen Invasoren nicht trüben, denn weder Mensch noch Tier hatte ein etwaiges Interesse an der Zerstörung der friedlichen Koexistenz.

Der Professor sprach, ohne aufzublicken.

Marthe ich werde Dich verlassen, sagte er.

Schmeckt das Brot nicht, sagte Marthe.

Es ist ganz ausgezeichnet, sagte der Professor.

Ist der Tee erkaltet, sagte Marthe.

Seine Wärme füllt meinen Magen auf angenehmste Weise, sagte der Professor und nahm einen vorsichtigen Schluck aus der Tasse.

Möchtest Du noch ein wenig Butter, sagte Marthe und griff nach dem blauen Schälchen.

Mit Vergnügen, sagte der Professor und er empfing das blaue Schälchen aus der Hand seiner Frau.

Sein Blick blieb auf dem Treiben der vielbeinigen Stadtbevölkerung haften.

Ich werde Dich verlassen, sagte der Professor.

Du wiederholst bereits Gesagtes, sagte Marthe.

Du wiederholst bereits Nichtgesagtes, sagte der Professor.

Was soll ich antworten, sagte Marthe.

Respektiere die Identität der Antwort und nutze sie nicht, um eine erneute Frage zu stellen, sagte der Professor.

Du hast vorhin ebenfalls keine Frage gestellt, sagte Marthe.

Warum wolltest Du dann antworten, sagte der Professor.

Ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten stand er auf, schob den Stuhl zurück, schüttelte sich die Krümel aus seinen Beinkleidern und trat ans Fenster. Die Augen zusammengekniffen, so daß sein Gesicht in Falten zu Ertrinken drohte, blickte er gen Himmel.

Für eine Reise benötigt man gutes Wetter, sagte der Professor.

Etwas zu essen ist da wohl wichtiger, sagte Marthe.

Wird es regnen oder wird die Sonne triumphieren, sagte der Professor.

Stehen Wolken am Himmel, sagte Marthe.

Wenige, sagte der Professor.

Wie viele sind es, sagte Marthe.

Ich sehe zwei weiße Cumuluswölkchen, deren Weißtöne jedoch bereits in ein düsteres Grau tendieren und weitere drei Ziruswolken, sagte der Professor.

Marthe rechnete.

Rechne nicht mit Regen, sagte Marthe.

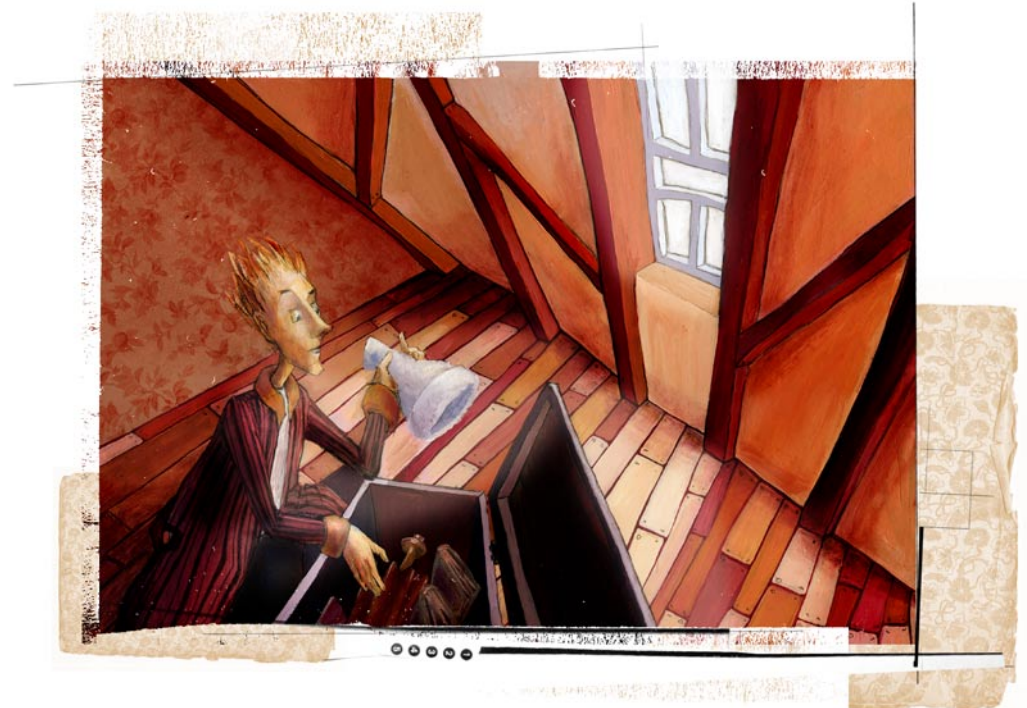
Zumeist tue ich derlei ohnehin nur mit Zahlen, sagte der Professor.

Er blickte Marthe in die Augen. Sie drehte ihm mürrisch den Rücken zu, griff nach dem Besen, begann den Boden zu fegen und kehrte Krümel, Staub und graue Haare zur Hintertüre hinaus. Während dadurch manch verspäteter Immigrant der Marmelade-Brotkrümel-Hagebuttertee-Stadt im Dschungel der Borsten sein Leben verlor, griff der Professor heimlich nach dem übrig gebliebenen Brot und verließ die Küche.

Er erklimmte die Stufen der großen Treppe, und ohne im ersten Stock Halt zu machen stieg er auch noch die zweite Treppe hinauf, höher und höher, Stufe um Stufe, als wollte er seine Reise auf dem Gipfel der Welt antreten. Doch so ungewöhnlich die Behausung der Eheleute Hufnagel auch war, ein Dach blieb selbst hier unerlässlich und so gelangte der Professor letztendlich auf den Dachboden, der sich keiner weiteren Treppe als Fundament darbot.

Schnurstracks durchquerte der Professor den dämmrigen Raum, der nur durch eine kleine Dachluke ein erhellendes Licht empfing, und kniete vor einer alten Kiste nieder. Es war eine schöne Kiste. Sie war nicht groß, sie war nicht klein, war weder grau noch grün; sie war schlichtweg schön.

Knarzend öffnete sich der Deckel der Kiste, der Professor langte mit seinem rechten Arm hinein und fischte eine Kopfbedeckung hervor. Musternd betrachtete er sie im Lichtschein der Dachluke, doch mit einer mürrischen Miene warf er sie zurück in ihre moderne Heimstätte.



Die Sonne wird mein Haupt erwärmen, sagte der Professor und seine Stimme verklang in der Weite des Raumes.

Sein Blick fiel auf einen alten Lederkoffer, der an der Wand lehnte und mit seinem geöffneten Deckel den Professor auf geradezu herausfordernde Art und Weise anging.

Sie können sich denken, was nun geschah, doch dies ist gar nicht nötig. Lehnen Sie sich zurück und lauschen Sie meiner Zusammenfassung:

Professor nimmt Koffer, Marthe spült Geschirr, Professor packt Koffer, Marthe trocknet Geschirr, Professor schließt Koffer, Marthe verfrachtet Geschirr in Schrank, Professor steigt die Treppe hinab, Marthe verläßt die Küche, Professor und Marthe treffen sich in der Eingangshalle.

Du hast gepackt, sagte Marthe.

Du hast gespült, sagte der Professor.

Beide nickten mit dem Kopf.

Wie lange wird die Reise dauern, sagte Marthe.

Wenn ich Dir eine Antwort geben könnte, dann wäre mein Herz weniger schwer, sagte der Professor. Ich muß meine Vision erfüllen.

Dann werde ich hier auf Dich warten, sagte Marthe.

Der Professor öffnete die Eingangstür, gemeinsam standen sie vor dem Ausgang ins Freie und blickten ein letztes Mal zum Himmel. Dunkle Wolken verdüsterten den Tag.

Wie sah Deine Vision eigentlich aus, sagte Marthe.

Es war... , ich sah... – der Professor sagte nichts mehr.

Plötzlich öffneten die Wolken ihre Schleusen und ein Platzregen von ungeahnter Kraft ging auf das Land hernieder. Marthe schloß die Tür und sah den Professor lange an.

Vielleicht solltest Du doch einen Schutz gegen Regen einpacken, sagte sie.

Ich denke, Du bist wieder einmal im Recht, sagte der Professor, drehte sich um die eigene Achse und begann erneut, noch immer den Koffer tragend, die einzelnen Stufen der Treppe zu erklimmen. Marthe kehrte in die Küche zurück.

In der Zwischenzeit wenden wir uns einem anderen Thema zu. Denn sicherlich sind Sie bereits sehr gespannt, welch wundersamen Inhalt wohl des Professors Koffer birgt. Allerdings scheint es uns momentan nahezu unmöglich, einen erhellenden Blick ins Innere des ledernen Geheimnisträgers zu werfen, denn vergessen wir nicht, beide, sowohl Professor als auch Koffer,

befinden sich auf dem geraden Wege zum obersten Stockwerk. Gerne würde ich dem Protagonisten meiner Geschichte befehlen, stehen zu bleiben, so dass wir uns seines Gepäcks bemächtigen könnten.

Doch überschätzen Sie nicht die Macht des Erzählers. Zwar kann ich die Figuren meines skurrilen Schauspiels ein wenig steuern, mit allerlei Widrigkeiten konfrontieren und im Guten wie im Bösen beeinflussen; dennoch besitze ich keine vollendete Gewalt über sie. Jeder Bewohner dieses wundersamen Gebäudes agiert selbstständig und ist nur seinen spezifischen Eigenheiten unterworfen; meist bleibt mir nur die Rolle des Zuschauers, ganz so wie Ihnen. Schon so manche Erzählung wurde vom Eigensinn ihrer Hauptfigur in den Abgrund des Irrsinns gerissen und scheiterte kläglich.

Doch genug der Lamentation; lassen wir es auf einen Versuch ankommen. Der Professor ist alt, seine Knochen nicht mehr so belastbar wie zu früheren Ruhmeszeiten, und so werden wir ihn nun beobachten, wie er mühevoll den immer schwerer werdenden Koffer schleppt.

Er begann zu stöhnen. Sein Rücken krümmte sich bedrohlich unter der bleiernen Last und die Handinnenfläche, welche sich am Ledergriff rieb, begann fürchterlich zu brennen. Mühsam setzte der Professor seinen Koffer auf der vorletzten Stufe der ersten Treppe ab. Er wischte sich über die mit Schweißperlen bedeckte Stirn. Vielleicht war es klüger, sein Gepäck im ersten Stock zwischenzulagern. Warum sollte er überhaupt die Mühsal auf sich nehmen, den schweren Koffer bis zum Dachboden zu wuchten, nur um ihn Minuten später wieder mit nach unten zu schleppen?

Mit einem letzten, ächzenden Ruck stemmte er das braune Ungetüm über die oberste Stufe und ließ es achtlos fallen. Dann verschnaufte er für ein paar Sekunden und machte sich sichtlich erleichtert an den weiteren Aufstieg, hinauf zum Dachboden.

Ich kann mir an dieser Stelle ein schelmisches Lachen nicht verkneifen. Das ging doch leichter, als erwartet. Nutzen wir also nun die Abwesenheit des Besitzers und öffnen den Deckel des Koffers, leise und vorsichtig, damit niemand Verdacht schöpft. Um Zeit zu sparen und der Gefahr des Entdecktwerdens aus dem Wege zu gehen, stelle ich schnell eine weitere, kurze und wegen ihrer Übersichtlichkeit so beliebte Liste zusammen.

In dem Koffer befanden sich:

- eine Lupe
- ein Köcher
- 2 alte Suppendosen (bereits geöffnet und geleert)
- 3 Dauerwürste mit recht zweifelhaftem Aroma
- ein halber Laib Brot (vom Frühstück übrig geblieben)
- 10 Schilling (der Schilling ist nicht die hier übliche Landeswährung)
- 5 Socken
- 2 weiße Kittel
- ein Zwicker (linkes Glas geborsten)
- 2 Stecknadeln
- ein Nadelkissen (die Stecknadeln steckten kraft ihrer terminologischen Determination im Kissen)

Wenn Sie sich nun fragen, wozu man wohl eine Lupe mit auf Reisen nimmt, dann muß ich die Antwort bis auf weiteres verschieben; sehen Sie selbst und staunen Sie, denn vielleicht ist gerade diese unnütz erscheinende Lupe die Lösung des Rätsels. Doch wie stets muß ich es auch diesmal bei einer Andeutung bewenden lassen; Sie werden das verstehen.

Begleiten wir stattdessen den Professor bei seinem erneuten Besuch des heimischen Dachbodens und beobachten, wie er sich auf Knien in Richtung der schönen Kiste bewegt.

Auf allen Vieren kroch er vorwärts und sein gekrümmter Rücken glich einem vor Wut gebeugten Katzenbuckel. Er erreichte die Kiste. Erneut öffnete er den knarrenden Deckel, erneut zauberte er die seltsame Kopfbedeckung hervor, und erneut mußte sie sich seinen prüfenden Blicken unterziehen. Es war eine alte Mütze, röhrenförmig, eine Bommelmütze ohne Bommel, und die Ursprungsfarbe blau war durch allerlei Verschmutzung bereits zu einem ins schwarze tendierenden Branton degeneriert. Zufrieden musterte der Professor seinen wollenen Regenschutz und zog ihn über den Kopf. Die Mütze kratzte ein wenig und der Geruch von Katzenurin biß säuerlich in seiner Nase, doch des Professors Hirn bedankte sich sogleich für den Wärmespender mit einer neuen Idee.

Ließ sich hier droben in des Dachbodens verwinkelten Ecken nicht auch einen alten Schirm finden, den Schirm, den er anno 27 bei der Beerdigung des Marquis Folontaire höchstselbst der bezaubernden Henriette von Waldenbach entwunden hatte? War dieser Skandal, dieser gesellschaftliche Eklat damals nicht gar der Anlaß für ihn gewesen, das Land zu verlassen und Zuflucht in den Schluchten von G. zu suchen? Hatte er wegen des Schirmes nicht zwei Jahre in einer

Höhle leben und sich von Haselnüssen ernähren müssen? Zärtlich strich der Professor über seinen Kopf und die Handfläche berührte sanft die rauhen Maschen der Wollmütze. Wie hatte er nur diese alte Geschichte vergessen können, diese Heldentat aus den ruhmreichen Tagen seiner Jugend.

Mühsam erhob er sich und ließ seinen Blick durch den Raum wandern. Plötzlich hielt er inne und ein feistes Lächeln entsprang seinen spröden Lippen. Dort stand der Schirm, an die gegenüberliegende Wand gelehnt, als warte er bereits seit Jahren auf diese wundersame Neuentdeckung. Der Professor durchmaß mit ausholenden Schritten den Dachboden und spannte den zellophanen Regenschutz auf. Doch seine Aufmerksamkeit wurde erneut abgelenkt, denn am gewundenen Griff des Schirmes baumelte seine alte Fliegerbrille, die er vor ach so vielen Jahren in der Wüste N. getragen hatte, als Schutz vor den Sandstürmen im Herbst. Sogleich zog er die Mütze aus, zog er die Brille an, zog er die Mütze an und zog seinen Kopf unter die ausgebreitete Plane des Parapluies. Nun war er gewappnet für die lange Reise, nun konnte er den kommenden Gefahren ruhig ins Auge blicken und jeder Bedrohung trotzen. Der Professor legte seinen Kopf in den Nacken und lachte, er wieherte vor Glück, und der lautstarke Ausdruck seiner Freude breitete sich im ganzen Raum aus, verließ den Dachboden, flog die Treppen hinunter, kroch in die letzten Winkel und erreichte als leises Flüstern Marthes Ohren in der Küche.

Sie war unterdessen zum Herd zurückgekehrt und hatte einen gefüllten Topf auf eine heiße Platte gestellt. Mit einem großen Löffel rührte sie die schwarze Flüssigkeit um und wartete geduldig auf die ersten, den Kochvorgang einläutenden Bläschen. Die Küche wurde von einem öligen, nach Teer und Benzin stinkenden Geruch durchzogen und Marthe rümpfte die Nase. Tatsächlich befand sich im Innern des bauchigen Gefäßes ein kompliziertes Gemisch aus Leinöl, Benzin, Haferschleim, Asche, Karottenextrakt, welches wahlweise durch pures Beta-Carotin ersetzt werden konnte, und einer Messerspitze feinsten weißen Kandiszuckers.

Marthe haßte die Zubereitung dieses wunderlichen Mahles, denn der widerwärtige Gestank, diese olfaktorische Bestie, dieser Satansfuz hatte ihren vormals feinen Geruchsinn zerstört. Dennoch blieb ihr keine Wahl; der Professor hatte zwar die überaus komplizierte Formel der Zusammensetzung errechnet, und auch sonst konnte man ihn getrost als Genie bezeichnen, doch am heimischen Herd war er ein Versager erster Güte; und selbst das war noch weit untertrieben. Mit seinen Kochkünsten, die schon so manch braven Zeitgenossen das wertvolle Leben gekostet hatten, hätte der kleine Floyd keine drei Tage überlebt.

Doch halten wir an dieser Stelle inne und verweilen einen Augenblick. Ein Turm von Fragen erhebt sich in des Lesers Kopf, und glauben Sie mir, ich kann Sie verstehen. Denn wäre ich

nicht im Besitz eines ausreichenden Vorwissens, dann würde sich auch mir der Sinn der letzten Sätze vollständig entziehen. Daher bitte ich Sie, mir unauffällig zu folgen und mich zu begleiten, denn wir verlassen die Küche und lernen des Professors fürstliche Hazienda ein wenig näher kennen. Durchqueren wir also das geräumige Vestibül, lassen die große Treppe links liegen und bewegen uns auf die drei Türen am gegenüberliegenden Ende des Raumes zu. Ich schlage vor, und da Sie ohnehin keine Wahl haben, werden Sie mir wohl zustimmen, daß wir den rechten Einlaß öffnen und eintreten. Denn dieses Zimmer ist die Stube von Floyd und daher freue ich mich, Sie nun mit diesem ungewöhnlichen, stinkende Ölspeisen verzehrenden Wesen bekanntzumachen.

Floyd kauerte in der rechten, hinteren Ecke des Zimmers in einem Korb, ursprünglich die Heimstatt eines Hundes und starrte mit geöffneten Augen zur Decke. Seine bleiernen Arme waren um den Bauch gewunden; die Hände, die, zwei Zangen gleich, nur aus je einem Paar Fingern



bestanden, hakten sich hinter seinem Rücken ineinander. Floyds Beine baumelten leblos aus dem Hundekorb heraus und wurden gleichsam von zwei Zangen abgeschlossen, seinen Füßen. Ein Gesicht besaß Floyd nicht; nur zwei große Augen, die sich bei näherer Betrachtung jedoch als Glühbirnen entpuppten, und eine kreisrunde Öffnung in der Mitte seines Blechschädels diente ihm als Mund. Floyd war ein Roboter, eine Maschine aus Drähten und Kabeln, eine Maschine ohne Seele und ohne Herz.

Der Professor hatte diesen wundersamen Apparat in einsamen Stunden und mühsamer Kleinarbeit konstruiert, um die Leere im Haus ein wenig zu füllen. Denn nach den abenteuerlichen Jahren seines Nomadendaseins, er hatte sich mit Marthe in S. niedergelassen und war seßhaft geworden, tat sich in seinem Innern ein schwarzer Abgrund auf, der ihn zu ewiger Ödnis und Langeweile zu verurteilten drohte. Er vermißte den Nervenkitzel, die Herausforderung, die Mühsal des täglichen Überlebenskampfes, doch auch er mußte seinem verbrauchten Körper Tribut zollen; er konnte nicht mehr nur von Haselnüssen leben, auf Steinen schlafen, sich durch den Dschungel schwingen oder Wüsten durchqueren. Er war alt geworden. So war in ihm nach und nach der Wunsch nach einer Familie gewachsen. Er hatte sich nach einem Stammhalter gesehnt, nach jungen und frischen Geistern, die er belehren und umsorgen konnte. Leider war er mit diesem Ansinnen einige Jahre zu spät an Marthe herangetreten, die ihren biologischen Gipfel bereits lange überschritten hatte, und so verschanzte sich der Professor für Wochen und Monate im heimischen Versuchslabor und nur das kontinuierliche Hämmern, Brutzeln und Quietschen, von manch unflätigem Fluch begleitet, drang aus des Kellers Gemäuer in die freie Welt.

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und Floyd war zu einem festen Bestandteil der Familie geworden. Er war anspruchslos, lebte von bereits erwähntem Gemisch aus Öl und Benzin, schlief in einem Hundekorb, und außer einem gelegentlichen „Uhh, uhh!“ sprach er nicht sonderlich viel. Seine Hauptbeschäftigung war das Klettern an den Zimmerdecken, die eigens zu diesem Zweck mit einem weitumfassenden Netz von Stangen ausgekleidet worden waren. Zudem liebte er seinen alten Gummireifen, welcher inmitten des Zimmers an einem Seil baumelte und ihm als Schaukel diente.

Zu dieser Tageszeit schlief Floyd für gewöhnlich und erst wenn Marthes Wundermischung seine blecherne Kehle hinunterfloß, entfalteten sich seine Lebensgeister, und sofort brachte er mit ulkigen Späßen und allerlei Narretei frischen Wind ins Haus.

Wir verlassen Floyd jedoch vorerst; gönnen wir ihm noch die Ruhe vor dem Sturm und wenden uns wieder dem Professor zu, der noch immer auf dem Dachboden verharrte und seinen

Kopf aus der kleinen Dachluke gestreckt hielt. Der kühle Wind blies ihm um die Ohren, und Regentropfen klatschen gegen die Gläser seiner Fliegerbrille. Das war ein Sturm, ein Wetter wie damals, als er für Sprengarbeiten den Mount Daehtop besteigen, bezwingen, ja regelrecht besiegen mußte, und ihm die tosenden Böen links und rechts ins Gesicht schlugen, daß er kaum mehr als zehn Schritte in der Stunde vollbrachte. Verglichen mit den vergangenen Heldentaten war seine Reise ein Spaziergang, eine Kaffeefahrt, die ganz seinem fortgeschrittenen Alter entsprach. Dennoch packte ihn ein nervöses Kribbeln. Er ging wieder auf großen Streifzug, trotzte erneut den Gefahren auf einem beschwerlichen Weg, an dessen Ende die Erfüllung seiner Vision stehen sollte.

Entschlossen zog der Professor den Kopf ein, rückte nochmals Mütze und Brille zurecht, nahm den Schirm in die rechte Hand und verließ den Dachboden. Wie ein flinker Fieselschweif hüpfte er die einzelnen Stufen hinab, Energie floß durch seine alten Knochen, und seine Füße trugen ihn, als wandle er auf Watte.

Doch gerade als er sich der großen Treppe ins Erdgeschoß zuwenden wollte, wurde sein unbekümmerter Eifer gebremst. Er blickte auf den Einlaß des Schlafzimmers und konnte am unteren Ende des Türrahmens deutliche Bißspuren erkennen. Der Professor traute seinen Augen nicht, nein, das konnte, das durfte nicht sein, nicht jetzt und nicht schon wieder, wie lange sollte das denn noch so weitergehen? Er warf den Schirm zu Boden, begab sich in die Hocke und ließ den Daumen über das angenagte Holz fahren. Keine Zweifel, er hatte es wieder getan, er hatte wieder zugebissen. Um auch der letzten Skepsis Herr zu werden, wandte sich der Professor um und öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer.

In diesem Raum hatte er manch heitere und viele lehrreichen Stunden verbracht; er steuerte auf die beiden großen Bücherregale zu, die sich vom Boden bis zur Decke erstreckten und unter einer Unzahl von Büchern, Schriftrollen, Pergamenten und Aktenordnern bedrohlich ächzten und wankten. Zielstrebig ließ er das erste Regal hinter sich, seine rechte Hand streifte im Vorübergehen die lederne Rückenlehne des Ohrensessels, und mit wenigen Schritten war er zur rechten unteren Ecke der zweiten Bücherwand gelangt. Dort befanden sich alle großen Philosophen, Platon, Aristoteles, Thomas v. Aquin, Ignatius von Loyola und die gesammelten Werke von de Selby. Mit einem kurzen Blick verschaffte er sich Gewißheit; das befürchtete Ergebnis stand deutlich vor seinen Augen. Natürlich nur im übertragenen Sinne, denn das Buch, welches er zu finden erhofft hatte, stand gerade nicht mehr an seiner ursprünglichen Stelle und was dies bedeutete, wurde ihm mit einem Male klar.

Betrübt zog er die Mütze vom Kopf und schlich entmutigt aus dem Zimmer. Seine Füße schlurften über den Boden, langsam und gemächlich stieg er die Treppe hinab ins Erdgeschoß,

Stufe um Stufe, vorsichtig und auf die Schmerzen seiner alten Knochen achtend, die sich nun plötzlich wieder gemeldet hatten. Er hatte Koffer und Schirm achtlos im ersten Stockwerk stehen lassen, sie lagen inmitten des Treppenaufgangs und stellten für den ungeübten Treppensteiger eine wahre Todesfalle dar.

Somit komme ich nicht umhin, mich kurz einzuschalten; entschuldigen Sie mich einen kurzen Moment, bevor wir dem Professor weiter ins Erdgeschoß folgen, denn dieser Mißstand erduldet keinen längeren Aufschub und muß behoben werden. Wenn jemand nun mit einem Fuß am Koffer hängenbliebe, sich mit dem zweiten in des Regenschirms Plastikplane verwickelte und so kopfüber die Treppe hinabstiege? Nicht auszudenken, welche unangenehme Folge dieses Manöver für den unglückseligen Gesellen hätte.

Da ich mir als Erzähler dieser Geschichte einer gewissen Verantwortung bewußt bin, werde ich Koffer und Schirm in der schattigen Ecke des Treppenflures, hinter der großen Topfpflanze verbergen – nur zum Wohle des Lesers dieses Abenteuers und dessen Protagonisten. Werfen Sie nun Ihren Blick wieder auf den Professor, wie er die Eingangshalle durchquert und in der Küche verschwindet.

Marthe stand noch immer am Herd und blickte zum Professor, als dieser eintrat. Sogleich erkannte sie die schlechten Nachrichten, die sich hinter seinem betrübteten Blick verbargen und ließ den Kochlöffel ruhen.

Meine Aristoteles-Ausgabe steht nicht mehr an ihrem Platz, sagte der Professor.

Marthe blickte vom Kochtopf auf.

Was möchtest Du mir mitteilen, sagte Marthe.

Die Nikomachische Ethik ist entwendet worden, sagte der Professor.

Du glaubst aber nicht an einen Diebstahl, sagte Marthe.

Nein, sagte der Professor und ließ den Kopf hängen. Ich habe zudem Bißspuren am Türrahmen entdeckt.

Du glaubst aber nicht an Mäuse, sagte Marthe.

Nein, sagte der Professor und sein Rücken krümmte sich zu einem beachtlichen Buckel.

Du glaubst, es ist wieder soweit, sagte Marthe.

Ja, sagte der Professor und seine Mütze fiel ihm aus der Hand.

Nun, dann haben wir keine Wahl, sagte Marthe. Er gehört zur Familie. Du wirst Dich um ihn kümmern müssen.

Aber... , sagte der Professor, ...aber meine Vision, meine Reise...

Eine Reise besitzt keine Beine, sagte Marthe.

Nein, sagte der Professor zustimmend und richtete sich auf.

Eine Vision hat keine Füße, sagte Marthe.

Da hast Du wohl recht, sagte der Professor und hob den Kopf.

Also können sie nicht weglaufen, sagte Marthe, weder Reise noch Vision. Sie sind gleich dem Lahmen zum Warten verurteilt und in diesem Fall warten sie auf Dich.

Ja, sagte der Professor.

Er bückte sich nach seiner Mütze und schob sie in die rechte Manteltasche.

Andronikos' Leid jedoch erduldet keinen Aufschub. Er braucht Dich jetzt, sagte Marthe,

Gehe rasch zu ihm; vielleicht wird er es Dir mit einem Lächeln danken.

Wieder einmal stehe ich in Deiner Schuld, sagte der Professor.

Dann verließ er die Küche.

Sie, lieber Leser, warten mit aller Wahrscheinlichkeit schon höchstgespannt auf mein, des Erzählers, Auftreten. Denn die Neugierde drängt und nur zu gerne wüßten Sie die bizarren Anspielungen der Eheleute von Hohenheim zu deuten. Warum wird der Professor erneut am Aufbruch zu seiner Reise gehindert, werden Sie sich fragen, und ich kann das nur zu gut verstehen. Dennoch möchte ich Sie diesmal nicht sofort einweihen, um die Spannung aufrecht zu erhalten.

Gleichwohl werde ich, bevor wir zum Ort des Geschehens zurückkehren, die Indizien für Sie noch einmal zusammenfassen:

1. Bißspuren am Türrahmen.
2. Die Nikomachische Ethik von Aristoteles wurde entwendet.
3. Des Professors Familie ist größer, als erwartet.
4. Der Professor muß dem unbekanntem Familienmitglied beistehen.
5. Das unbekanntem Familienmitglied trägt den wundersamen Namen Andronikos.
6. Der Professor wird aufgrund der Punkte 1 bis 4 an seiner Reise gehindert.
7. Die Reise wird verschoben.

Folgen wir nun geschwind dem Professor und Marthe, wie sie erneut die Eingangshalle durchqueren, sich diesmal jedoch für die linke Tür entscheiden und eintreten.

Der Raum war karg möbliert, ein kleiner Tisch in der Mitte, ein Stuhl umgestürzt, in der hinteren rechten Ecke ein Regal, völlig leer, ohne ein einziges Buch und an der linken Wand unter dem Fenster ein kleines Kinderbett. Die Decke war zerwühlt und eines der vielen Kissen war zu Boden gefallen; im Dickicht aus Wolle, Daunnen und Federn lugte ein kleiner, braunbehaarter Kopf hervor.

Doch Vorsicht, ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse und sehen Sie davon ab, mich der Lüge zu bezichtigen. Denn des Professors Ehe war wirklich kinderlos geblieben, und das ist traurig genug; darüber macht man keine Späße. Haben Sie Geduld und warten Sie ab, welche wunder-same Gestalt sich unter der Bettdecke versteckte.

Marthe warf dem Professor einen Blick zu und ging zum Bett.

Andronikos, schläfst Du, flüsterte Marthe.

Die Decke raschelte und die Matratze quietschte.

Andronikos, sagte Marthe. Hörst Du mich. Geht es Dir gut?

Unverhofft reckte sich der kleine Kopf in die Höhe, bewegte sich mit verneinender Gebärde zuerst nach links, dann nach rechts, und die tiefen dunklen Augen des Wesens blickten Marthe mit einer derartigen Traurigkeit an, als leide die bedauernswerte Seele am Schmerz der gesamten Welt.

Der kleine Kopf, der sich vor Marthe schüttelte, gehörte einem Affen, die traurigen Augen, die Marthe anblickten, waren die Augen eines Affen, und auch die kleine Hand, die nun zitternd unter der wärmenden Decke hervorkroch, war die Hand eines Affen. Andronikos war ein Schimpanse.

An dieser Stelle empfiehlt es sich, daß ich, der Erzähler, höchstselbst wieder in Erscheinung trete, um einschränkend hinzuzufügen, daß Andronikos kein gewöhnlicher Schimpanse war. Er war ein melancholischer Schimpanse, der am Weltschmerz litt und ein zutiefst trauriges Dasein führte. Dunkle Wolken umhüllten sein kleines Affenherz, und ein Kloß der Trauer saß wie festgewachsen in seiner Kehle. Nie sprach er, nicht ein Wort, kein einziger Laut drang jemals aus seinem Munde; manchmal brachte er Stunden am Fenster zu, einzig den Weg der Wolken am Himmel verfolgend. Im Herbst sammelte er Blumen, blaue Asters, doch mußten diese längst verdorrt und verblüht sein, um einen Platz in seinem Herbarium zu finden.

Andronikos war in einem Zoo zur Welt gekommen und aufgewachsen. Doch während andere Geschöpfe das sprichwörtliche Licht der Welt erblicken, hatte er von Beginn an nur Dunkelheit

gesehen. Er war auf der schattigen Seite des Lebens geboren worden; wäre er nicht zu sehr mit seinem ewigen Gram beschäftigt gewesen, dann hätte er sich darüber wahrscheinlich sehr gefreut.

Im Staatszoo von H. hatte er mit siebzehn weiteren Mitglieder seiner Sippe ein fürstliches Affenhaus bewohnt. Hunderte von Besuchern waren tagtäglich in den Zoo geströmt, und unzählige Kinder hatten sich, um Andronikos und die Seinen zu bestaunen, an der schmutzigen Scheibe des Geheges die kleinen Nasen plattgedrückt.

Doch Andronikos haßte Gesellschaft, er war ein Einzelgänger, ein einsamer Affe in seiner einsamen Welt, und die Menschenmassen hatten ihn nur noch zusätzlich deprimiert. Er bewegte sich kaum, saß bloß zusammengekauert auf einer Holzkiste und seine dunklen, traurigen Augen beobachteten die Menschen hinter der Scheibe.

Eines Tages fingen dann die Beschwerden an; aufgebrachte Mütter beklagten sich beim Zoo-direktor, daß ein kleiner Affe ihre Kinder zum Weinen gebracht hatte. Gestandene Mannsbilder verließen fluchtartig das Affenhaus, weil sie den Kummer nicht mehr ertragen konnten. Touristengruppen brachen kollektiv in Tränen aus, weil sich ihr Herz vor Mitleid zusammenschürte und ihnen die Luft zum Atmen nahm. Die Menschen hatten durch die Augen eines kleinen Affen die ganze Verzweiflung des Lebens gesehen und konnten diesen Anblick nicht verkraften.

Sie wollten das Leid nicht sehen, wollten nichts davon hören, sie waren gekommen, um sich zu amüsieren und abzulenken; die Besucherzahlen gingen drastisch zurück. Dem Direktor blieb keine Wahl, und so mußte er den ohnehin schon einsamen Schimpansen auch noch von seiner Sippe trennen und ihn an einen Händler verkaufen. Als er am Tage der Übergabe dem Transporter nachblickte, der langsam die Einfahrt hinunterfuhr, die Hand zu einem letzten Gruß erhob, da glitten die ersten Tränen seine Wangen hinab, und er fing bitterlich an zu weinen.

Der Professor machte zum ersten Mal auf dem Basar von Sch. die Bekanntschaft mit Andronikos, und sofort erkannte auch er das besondere Wesen dieses kleinen Schimpansen. Er war ergriffen von der tiefen Melancholie des Affen und wollte ihn aufheitern. Zwei Stunden beschäftigte er sich nur mit ihm, schnitt Grimassen, schlug Purzelbäume, formte Seifenblasen und machte sich selbst zum Affen, doch dem kleinen Schimpansen war kein Lächeln zu entlocken.

Erschöpft ließ sich der Professor neben Andronikos nieder und nahm ein Buch aus seinem Rucksack. Er wollte ein wenig lesen, um wieder zu Kräften zu kommen, doch der Affe entriß ihm das Buch und blätterte neugierig in den beschriebenen Seiten. Der Professor war erstaunt, und als er seinem tierischen Gegenüber anbot, ihm etwas vorzulesen, erhielt er das Buch mit dankbarer Geste zurück. Und so nahm er die Nikomachische Ethik von Aristoteles zur Hand, schlug

willkürlich eine Seite auf und begann zu lesen. Er hatte das zehnte und letzte Buch getroffen, das sechste Kapitel und als er die ersten Sätze gesprochen hatte, geschah das Unfaßbare: zum ersten Mal in seinem Leben lächelte der kleine Schimpanse; sein Blick ging gen Himmel, wo die Wolkenendecke aufbrach und vereinzelt Sonnenstrahlen den düsteren Tag erhellen.



Der Professor tauschte sein Kamel beim Händler ein, ließ Andronikos auf seinen Rücken klettern und hatte von nun an einen festen Begleiter. Er brachte ihm bei, wie man Kaffee kocht, wie man Schafe schert, wie man eine Vase aus Ton formt, kurz, er lehrte ihn allerlei nützliche Dinge. Als er sich dann Jahre später in S. niederließ und auch Marthe den kleinen, melancholischen Affen in ihr Herz geschlossen hatte, da wurde Andronikos zur unverzichtbaren Hilfe im Haushalt. Er putzte, spülte Geschirr, kochte Kaffee, staubte ab, täfelte Wandverkleidungen, reparierte die Heizung, baute einen Geräteschuppen, schmückte den Weihnachtsbaum und zauberte

sein berühmtes Filet Wellington. Marthe schneiderte ihm als Dank einen kleinen, weißen Overall, den er beim Heimwerken trug, eine kleine, weiße Schürze für die Küche und einen kleinen, weißen Anzug, mit dem er in seiner Freizeit stolz umherschritt.

Natürlich war er auch jetzt noch stets betrübt und lächelte so gut wie nie, doch er hatte gelernt, mit seiner Melancholie umzugehen. Sie wurde gewissermaßen ein treuer Freund, der nicht von seiner Seite wich.

Von Zeit zu Zeit durchlebte er eine Krise; dann verzog er sich ins Bett und rührte sich nicht mehr. Selbst seine geliebten Blumen konnten ihn dann nicht aufheitern, kein Floyd und dessen albernen Späße brachten ihn dann zum Lachen und auch die Wolken am Himmel wurden mit eisiger Nichtbeachtung gestraft. Manchmal jedoch schlich er aus dem Bett; dann verbiß er sich in Möbelstücke oder, da schließt sich der Kreis, er biß in den Türrahmen, welchen er nach überstandener Krise eigenhändig wieder reparierte.

Einzig des Aristoteles' weisen Worte, aus dem Munde eines nicht minder weisen Mannes brachte den Schimpansen wieder zum Lächeln. Und so lauschen wir nun diesen Worten, die der Professor spricht, um die Bürde der Trauer von des Affen Schultern zu nehmen:

„Unsere Erörterung über die Tugenden, die Freundschaft und die Lust ist nun zu Ende“, zitierte der Professor, „und so bleibt noch die Glückseligkeit im Umriss zu behandeln, die uns Ziel und Ende...“

An dieser Stelle blenden wir uns leise aus und warten. Vielleicht sind Sie es nicht gewohnt, inmitten einer Geschichte eine Pause einzulegen, aber eine kleine Unterbrechung tut uns beiden, daß heißt Ihnen, dem Leser, und mir, dem Erzähler, sicherlich sehr gut. Ich muß meine Gedanken ordnen und Sie können spazieren gehen oder etwas Nahrhaftes zu sich nehmen; Sie werden Ihre Zeit schon zu nutzen wissen. Und der Professor kann sich derweil in aller Ruhe um des Affen Leiden kümmern.

Warten.

Stille.

Warten.

Stille.

Eine Feder schwebt sanft zu Boden.

Warten.

Stille.

Warten.

Ein steinerner Monolith steht starr auf einem Feld.

Stille.

Warten.

Stille.

Warten.

Stille.

Warten.

Stille.

Warten.

Stille.

Eine schneebedeckte Wiese.

Stille.

Warten.

Warten.

Warten.

Stille.

Eine in Bernstein eingeschlossene Fliege.

Stille

Die Wüste.

Die Antarktis.

Willkommen zurück in der wundersamen Geschichte des Prof. Dr. Theophrastus Bombastus von Hohenheim; ich hoffe, Sie haben die kurze Pause genossen. Ich meinerseits habe die Zeit genutzt, um ein wenig nachzudenken und daher beschlossen, des Affen Trübsal im Hintergrund verschwinden zu lassen und mich wieder ganz dem Professor und seiner wundersamen Suche zu widmen.

Denn wir erinnern uns; er war am Morgen mit einer Vision aufgewacht, die in ihm die alte Reiselust geweckt hatte, und nun mußte es endlich losgehen, nun wollte er aufbrechen, sich durch nichts und niemanden mehr von seiner Expedition abhalten lassen.

Mit einem letzten, zärtlichen Gruß verließ der Professor den getreuen Affen und zog die Tür hinter sich zu. Begierig lief er zu einem der Fenster auf der Nordseite der Vorhalle und blickte hinauf zum Himmel. Die Wolkendecke war an einigen Stellen aufgebrochen, der Regen verschleierte die Sicht mit dünnen Nieselfäden, und die Dämmerung schlich sich auf leisen Sohlen heran, um der Landschaft bedachtsam ihre Färbung zu entziehen. Dessenungeachtet war es noch nicht zu spät, noch reichte die Helligkeit für einen entschiedenen Marsch über die Felder, noch war dieser Tag für die lange Reise nicht verloren.

Der Professor machte auf dem Absatz kehrt und schnellte mit flinken Schritten die Stufen empor. Er wollte nur noch Koffer und Schirm holen, sich nicht weiter aufhalten lassen und dann endlich los, bloß noch den Koffer finden, wo war jetzt der Schirm, wo hatte er ihn nur liegen gelassen, vielleicht in der Bibliothek. nein, kein Koffer, kein Schirm, wo war denn jetzt der Koffer? Er konnte es nicht glauben – sie waren verschwunden!

Ratlos schaute er sich um. Seine Augen wanderten rastlos über das eingekreiste Terrain, hier mußten sie sein, hier hatte er sie doch achtlos fallen lassen, vielleicht waren sie im Schatten verborgen? Die Augen glitten weiter, schneller, gieriger, gehetzt und angefüllt mit leichter Panik, suchten beide Treppen ab, blickten hinab in die Tiefe der Vorhalle, waren Koffer und Schirm am Ende hinunter gestürzt, konnte das sein? Der Professor seufzte; er konnte nicht die leiseste Spur der entflochtenen Objekte entdecken.

Er kratzte sich an der Stirn; plötzlich durchfuhr es ihn und mit einem markerschütternden Schrei drehte er sich um und blickte haßerfüllt ins Foyer hinab.

MAAARTHHEEEEE... FLOOOYYD... AAANDRONIKOOOS... , sagte der Professor.
ALLE sofort ins Vestibül, SCHNELL, bevor ich mich vergesse!!!

Mit herrischem Gebaren, den braunen Mantel furchteinflößend zurückgeschlagen und beide Hände fest aufs Geländer gestützt, thronte er wie ein grausamer Despot auf der Empore. Seine Augen funkelten vor Wut, und er konnte es nicht erwarten, die Rädelsführer dieser Verschwörung zu entlarven und auszuschalten.

Zu seinen Füßen füllte sich die Halle. Marthe kam verduzt aus der Küche und rieb sich die Hände an der Schürze. Floyd kletterte noch immer schlaftrunken und unsicheren Griffes am Gestänge der Decke entlang, und Andronikos schlich mit gekrümmtem Rücken über den kalten Steinboden.

Der Professor wartete. Erst, als vollkommene Stille herrschte und alle ihre Augen nach oben gerichtet hatten, als wollten sie einer Kanzelpredigt lauschen, hob er seine Stimme.

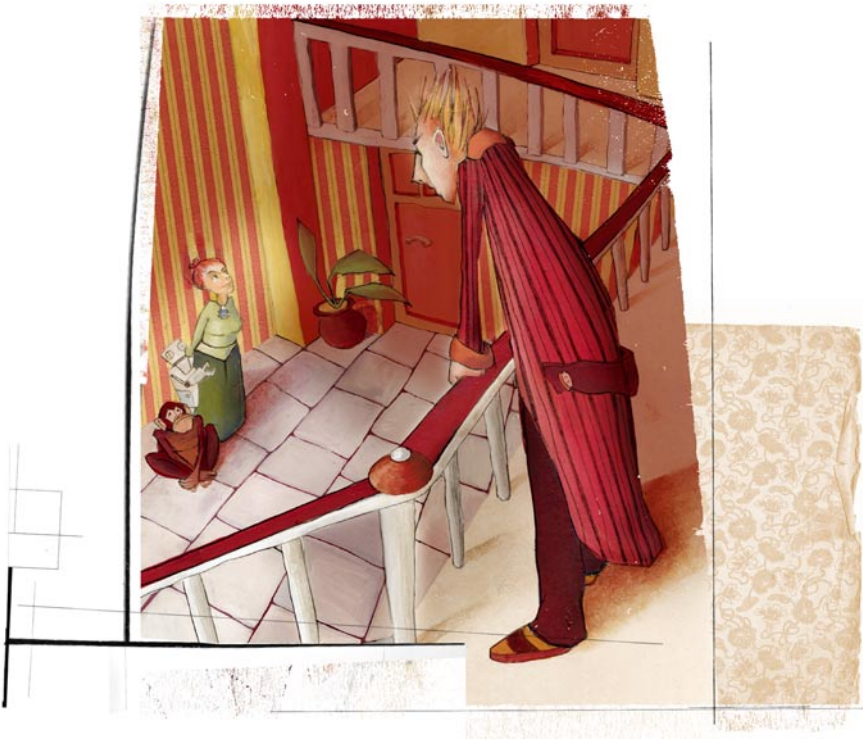
Wer hat meinen Koffer entwendet, sagte der Professor.

Die kleine Menge schaute sich verduzt um, Marthe schüttelte mit dem Kopf.

Wer hat meinen Schirm gestohlen, sagte der Professor.

Andronikos schürzte die Lippen und kratzte sich mit einem Finger am Kopf. Floyd klatschte seine Krallen zusammen, und mit einem lauten „UUH, UUH“ schwang er sich zu einer höhergelegenen Stange.

AHA, sagte der Professor und deutete auf den vermeintlichen Täter.
Da haben wir den Schuldigen!!!



Zwar bleiben mir die Gründe Deines Ärgers verborgen, sagte Marthe, doch wenn Du die Rage aus Deinem Hirn zurückdrängen könntest, so würdest Du den Starrsinn Deiner Gedanken erkennen. Floyd lag bis zu Deinem Ausbruch im Schlafgemach, denn erst vor wenigen Minuten konnte er seinen Tagestrunk zu sich nehmen.

Der Professor schwieg. Floyd drehte seinen Kopf, die Augenlämpchen blinkten als Zeichen seines Unverständnisses, und mit einem weiteren „UUH, UUH“ schwang er sich höher und kletterte in Richtung des herrschsüchtigen Kanzelpredigers.

Ich möchte wissen, wo mein Koffer ist, sagte der Professor, noch immer eine Intrige witternd.

Marthe blickte zu Andronikos, der kraftlos die Arme hängen ließ.

Ich komme hinauf, dann werden wir Koffer und Schirm gemeinsam suchen, sagte Marthe.

Sie stieg die große Treppe hinauf und blickte dabei in des Professors Augen, als wollte sie ihn mahnend an die verlorene Zurückhaltung erinnern. Er hingegen wich ihrem Blick aus, bereits ahnend, daß sein Auftritt von einer falschen Prämisse in die Irre geleitet worden war. Er hatte sich getäuscht, und die leichte Spur einer herannahenden Scham stieg ihm ins Gesicht.

Floyd hatte sich unterdessen zur Empore hinaufgeschwungen und sprang mit der Unbekümmertheit eines unwissenden Roboterwesens auf des Professors Rücken. Zärtlich begannen seine zangenförmigen Finger, das Haupthaar seines Schöpfers zu kraulen. Doch dieser wollte noch immer das Rätsel der verschwundenen Objekte aufklären, und so begann er wieder, die Umgebung abzusuchen. Marthe tat es ihm gleich, doch auch ihr blieb die scheinbar einfache Lösung verschlossen.

Was beinhaltet denn der Koffer, sagte Marthe.

Ändert diese Frage etwas am mysteriösen Verschwinden desselben, sagte der Professor.

Nicht am Verschwinden selbst, sagte Marthe, aber zumindest am Koffer.

Wenn ich Dich recht verstehe, verändert sich der Koffer nur durch die Beantwortung Deiner Frage, sagte der Professor.

Nicht der Koffer selbst, sagte Marthe, aber zumindest die Bedeutung desselben.

Ich möchte ihn nur wiederhaben und ihn nicht verändern, sagte der Professor. Weder Farbe, noch Inhalt oder gar seine Bedeutung.

Er schüttelte energisch mit dem Kopf.

Ich gebe doch nur zu bedenken, daß der Koffer, sollte er bloß entbehrliche Dinge enthalten, für Deine Reise derart an Bedeutung verlöre, daß Du getrost auf ihn verzichten könntest, sagte Marthe.

Selbst wenn ich Dir recht gäbe, so bliebe er doch auch weiterhin verschwunden, sagte der Professor.

Verschwunden und entbehrlich, sagte Marthe.

Er enthält wichtige Dinge, die eine Forschungsreise erst erfolgreich machen, sagte der Professor.

Wonach willst Du forschen, sagte Marthe.

Diese Frage steht in keinem Zusammenhang mit den Dingen, die mein Koffer enthält, sagte der Professor.

Das Ziel Deiner Forschung bedingt die Bedeutung Deiner Forschungsutensilien, sagte Marthe. Brot, sagte der Forscher.

Du forschst nach Brot, sagte Marthe und lächelte.

Brot ist in dem Koffer, sagte der Professor. Selbst ein Forscher muß einmal essen.

Nimm einfach das Brot, welches vom Frühstück übrigblieb, sagte Marthe.

Das tat ich bereits, sagte der Professor.

Warum zögerst Du dann noch, sagte Marthe.

Das Brot befindet sich in dem Koffer, sagte der Professor.

Der Koffer ist verschwunden, sagte Marthe.

Und entbehrlich, sagte der Professor. Ich werde Deinen Rat befolgen und ohne Gepäck reisen. Entbehrungen werde ich in Kauf nehmen müssen.

Das tust Du bereits, sagte Marthe.

... .. , schwieg der Professor.

Du entbehrst Deinen Koffer, sagte Marthe.

Wenn alle Dinge, die ich entbehren muß, plötzlich verschwinden, so wird meine Reise leichter, als ich dachte, sagte der Professor.

Er schüttelte Floyd ab, der sich sofort zu einem der oberen Stangen hinaufschwang und stieg die Stufen hinab ins Foyer, wo Andronikos noch immer in melancholischer Lethargie verharrte.

Marthe folgte dem Professor ins Erdgeschoß. Einerseits fühlte sie sich glücklich, ihrem Mann zu fast verloren geglaubten Freuden verholfen zu haben; gleichwohl betrückte der nahende Abschied ihr Herz. Daher ging sie mit bedrückter Miene durch die Vorhalle und bezog ihre Stellung neben der Haustür, um dem Professor Lebewohl zu sagen. Auch sie mußte Entbehrungen ertragen.

Der Professor verabschiedete sich mit einem flüchtigen Gruß von seinen getreuen Hausgefahren und trat an Marthe heran.

Wohlan, jetzt ist die Zeit des Abschieds gekommen, sagte der Professor.

Unumstößlich, sagte Marthe.

Der Professor öffnete die Tür und sah sich erneut mit einem starken Regenschauer konfrontiert.

Ich brauche meinen Schirm, sagte der Professor.

Der Schirm ist verschwunden, sagte Marthe.

Aber nicht entbehrlich, sagte der Professor.

Er blickte zum Himmel und zog die Mundwinkel nach unten. Die Nacht kündigte bereits ihren Schichtbeginn an, denn die Dunkelheit legte sich wie ein leichter, noch durchsichtiger Schleier über die Landschaft.

Ich muß mich beeilen, sonst werde ich heute nicht mehr aufbrechen können, sagte der Professor und fuhr blitzartig herum.

Mit großen Schritten lief er in Richtung Treppe, nahm gleich drei Stufen auf einmal und begann im ersten Stock mit der fieberhaften Suche nach Koffer und Schirm. Marthe schloß die Tür und seufzte. Als starke Frau an der Seite ihres Professors blieb ihr keine Wahl. Sie folgte ihm, um die aussichtslose Fahndung erneut mit emsiger Tatkraft zu unterstützen.

Natürlich muß ich mich an dieser Stelle als Erzähler, und gewissermaßen als der Verursacher dieses Durcheinanders, zu Wort melden, um meine Unschuld zu beteuern. Nie lag es in meiner Absicht, eine derartige Verwirrung in des Professors Residenz auszulösen, doch mit einem feisten Lächeln muß ich eingestehen, daß mich die Folgen meiner Tat sehr erheitern.

Plötzlich brach Floyd, der noch immer am oberen Gestänge der Decke hing, in freudiges Geschrei aus.

UUH, UUH, UUH, sagte Floyd, ließ sich geschmeidig in die Tiefe gleiten und deutete mit seiner rechten Zunge auf die große Topfpflanze.

Der Professor stockte und mit einem kräftigen Ruck zog er die Benjamini ficcus aus der schattigen Ecke hervor.

Wie kommen Koffer und Schirm in dieses Versteck, sagte der Professor, doch ohne eine mögliche Antwort abzuwarten, setzte er sich sofort wieder in Bewegung. Seine Unruhe hatte sich durch den plötzlichen Fund nicht gelegt, sondern vielmehr zur Raserei gesteigert, so daß er sogar vergaß, dem getreuen Roboterfreund seinen tiefen Dank auszusprechen. Von draußen mahnte der aufgehende Mond zur Eile, und die Dunkelheit schien ungeduldig an die Scheiben der Fenster zu klopfen.

Marthe wartete schon an der geschlossenen Haustür, bereit, das Abschiedsritual ein weiteres Mal zu vollziehen. Sie beobachtete schmunzelnd die Hast des Professors, wie er sich nach eingehender Überprüfung die Utensilien schnappte, die alte Fliegerbrille aufzog, sich die Mütze überstülpte und mit jugendlichem Elan die Treppe hinab hüpfte, drei Stufen, ein Sprung.

Marthe, nun geht es los, sagte der Professor.

Nun geht es los, sagte Marthe und blickte betrübt in des Professors Augen.

Sorge Dich nicht, sagte der Professor und spannte den Schirm auf. Ich werde schneller zurück sein, als erwartet.

Lasse auf Deinen Wegen Vorsicht walten, sagte Marthe.

Sie umarmten sich.

Nun wird es aber höchste Zeit für mich, zu gehen, sagte nicht der Professor zu Marthe, sondern sage ich, der Erzähler, zu Ihnen, dem Leser; denn auch ich will meinen Platz in der Geschichte einnehmen, und wenn mich dieses Verlangen drängt, so geschieht dies nicht aus unbefriedigter Eitelkeit, sondern aus purer Notwendigkeit. Sie werden schon sehen.

Doch bevor ich Sie alleine lasse, muß ich Sie noch auf meinen Stellvertreter verweisen. Er sitzt dort unten, an der Nordwand der Vorhalle, unmittelbar neben der Eingangstür, ist von gedrungener Gestalt und hat acht Beine. Sehen Sie genau hin, dann erkennen Sie einen kleinen, schwarzen Punkt, der sich inmitten des Geschehens aufhält und somit höchst geeignet erscheint, Ihnen den weiteren Verlauf der Handlung näherzubringen. Es ist eine kleine Spinne, ein Geschöpf der Dunkelheit und leider auch Auslöser für mannigfaltige Ängste und Ekel beim

Menschen; doch keine falsche Scheu, denn dieses Wesen besitzt ein wahrhaft freundliches Gemüt; Sie werden sie lieben. Doch nun muß ich fort; folgen Sie derweil der Spur Ihres neuen, vielbeinigen Freundes. Und achten Sie auf den Mann mit der Mütze.

Der Professor ließ Marthe los und ergriff den Koffer, ein letzter Blick, ein flüchtiges Lächeln, dann öffnete er die Haustür.

AAAHHHH, sagte der Professor, infolge eines großen Schreckens.

AAAHHHH, sagte der Postbote, der seinerseits außen vor der Tür stand, den Arm schon zum Klopfzeichen erhoben.

Beide standen sich gegenüber, Angesicht in Angesicht, inmitten der Bewegung erstarrt. Niemand atmete, man hörte nur das Plätschern der Regentropfen und das rhythmische Rascheln der Blätter in den Baumwipfeln.

Der Postbote stammelte unverständliche Worte der Verteidigung und ließ erbleicht den Arm sinken. Seine Mütze war, vom Regen erdrückt und vom Schrecken entrückt, tief in die Stirn gesunken, und nur mühsam schielten die beiden Augen hervor.

Nun, ich verzeihe Ihnen; des Zufalls Schabernack ist niemand gewahr, sagte der Professor.

Doch erklären Sie, was führt Sie um diese Zeit in unsere Gegend.

Noch bevor der Postbote antwortete, wühlte er in seiner blauen Umhängetasche und streckte dem Professor drei Briefe entgegen.

Die Post ist da, sagte der Postbote.

Der Professor ließ mit einem lauten Knall Koffer und Schirm fallen; sein Gegenüber zuckte sichtlich zusammen und wich zurück. Die Mütze fiel zu Boden.

Vergelte den Schrecken mit einem Schrecken, sagte der Professor, lächelte keck und griff nach den Briefen.

Der Wind blies nun stärker und der Regen tropfte unaufhörlich auf des Postboten nasses Haupt.

Bitte unseren Gast doch herein, sagte Marthe.

Mit faltiger Stirn blickte der Professor den Postboten ernst an und machte widerwillig eine zweifelhaft einladende Geste.

Es sei denn, Sie müssen uns gleich wieder verlassen, sagte er.

Wir wollen Sie unter keinen Umständen aufhalten.

Oh nein, nein wirklich, ich habe Zeit, das ist sehr freundlich, ich bin zutiefst geehrt, sagte der Postbote und drängte sich an des Professors steifer Gestalt vorbei ins Innere der Behausung.

Ein letztes Mal ließ der Professor seinen Blick über die Hügel am Horizont streifen, die fast unkenntlich aus der Dunkelheit hinausragten, und traurig blickte er in die luftigen Höhen der grauen Wolken, bis er mit einem sehnsüchtigen Gefühl im Herzen sein Gesicht abwandte und die Tür ins Schloß fallen ließ.

Der schwarze Punkt an der Wand zuckt augenblicklich ein wenig nach links und läuft in hastigen Zick-Zack-Linien gen Zimmerdecke. Die kleine Spinne huscht über die rauhe Oberfläche der Stucktapete, ein hohes Tempo führt sie höher, mit behenden Schritten krabbelt sie vorwärts, immer schneller, immer weiter, die Wand hinauf, über den Türrahmen, flink, flink, Du tänzelndes Wesen der Finsternis.

Dann bleibt sie stehen. Sie verharrt. Keine Regung. Sie orientiert sich. Sodann wendet sie ihren dickleibigen Körper hastig in Richtung Küche und schnellt weiter, ein reges Auf und Ab der Beine, acht an der Zahl, schneller, vorwärts, ein vielbeiniger Jäger auf des Professors Fährte, auf und ab, auf und ab. Jetzt passiert sie die große Topfpflanze in der Ecke, taucht ab ins dunkle Schattenreich der Blätter und stoppt.

Warten. Sie wittert. Angst vor Gefahren, die Heimat der Dunkelheit bietet Schutz. Die Spinne zögert. Doch mit einem Male läuft sie weiter, Kursänderung, wieder in die Höhe, sie sucht einen Halt, eine Plattform für den Sprung in die Tiefe. An der Zimmerecke hält sie erneut an. Der rechte Winkel der Hauswände macht ihr zu schaffen, doch gleich eines erfahrenen Kletterers an einem Felsvorsprung, meistert sie geschickt diese Hürde und huscht weiter. Jetzt läuft sie senkrecht die zweite Wand hoch, entlang der Küchentür, ein Stimmengewirr erhebt sich aus der Ferne, die Spinne lauscht.

Marthe hatte den unerwarteten Gast in die Küche geführt und einen Kessel mit Wasser aufgesetzt. Sie hatten am Tisch Platz genommen. Der Professor entledigte sich seines Mantels und folgte widerwillig ihrem Beispiel. Er ließ sich auf einem Hocker nieder und schwieg.

Warum beehren Sie uns heute erst zu solch fortgeschrittener Stunde, sagte Marthe.

Dies ist wahrhaft eine vortreffliche Frage, sagte der Postbote.

Infolge eines technischen Defektes an meinem Fahrrad wurde ich am persönlichen Fortkommen gehindert. Dabei diente mir mein treuer Gefährte all die Jahre ohne Murren, ohne Zicken, ohne Platten. Doch heute morgen besann er sich anders und verweigerte den Dienst – ich mußte die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen und das Fahrrad schieben; so war es diesmal an mir, meinem zweirädrigen Sancho Pansa zur Seite zu stehen.

Ist sein Zustand bedenklich, sagte Marthe.

Seine Existenz ist nicht bedroht, wohl aber der Sinn derselben, sagte der Postbote.

Was gedenken Sie zu tun, sagte Marthe.

Ich hoffte auf die Hilfe eines wahrhaft schlaun Mannes, sagte der Postbote und blickte verstohlen in Richtung des Professors.

Ich bin sicher, der schlaue Mann wird ihnen zur Hilfe eilen, sagte Marthe und folgte der Blickrichtung des Postboten.

Der Professor hatte die ganze Zeit starr auf seinem Hocker gesessen, unbeteiligt, schweigend, stumm. Doch mit einem Male sprang er auf, polterte mit der Faust auf den Küchentisch, so daß es den Postboten erneut durchzuckte, und dann grollte seine Stimme durch den Raum.

Wenn Sie auf diesen schlaun Mann warten, dann sitzen wir noch Jahre hier. Ich werde ihnen zur Hand gehen. Los, machen wir uns an die Arbeit.

Der Postbote warf Marthe einen hilfeschendenden Blick zu und stand zögerlich auf.

Er folgte leisen, unsicheren Schritten dem Professor, der wie ein wilder Derwisch zum Foyer hinausstürmte.

Gehen Sie und bringen Sie das Fahrrad ins Trockene, sagte der Professor. Ich werde unterdessen mein Labor im Untergeschoß aufsuchen, um das nötige Werkzeug zu besorgen.

Mit diesen Worten verließen die Männer in entgegengesetzten Richtungen die Eingangshalle.

Die Spinne hatte die ganze Zeit ohne Bewegung unmittelbar über dem Türrahmen des Kücheneingangs gesessen und die ungemein spannende Szene zwischen Professor und Postboten beobachtet. Doch nun sind die Menschen fort, nun kann sie es wagen, sich den Gefahren des ungeschützten Fußbodens aussetzen; sie macht sich bereit für einen waghalsigen Sprung.

Mit einem schnellen Schritt erreicht sie den ungesicherten Rand des Türrahmens, und die Vorderbeine tasten vorsichtig nach Halt. Sie zögert. Die Hinterbeine beben, doch noch halten sie den Kontakt zur Wand, noch läßt sie nicht los, die Zeit ist nicht reif. Warten. Vorsicht, keine unbedachte Bewegung. Doch plötzlich löst die Spinne ihren Griff, und die Vorderbeine tippen ins Leere, gewandt und geschmeidig seilt sie sich ab und schwebt zu Boden, ein langer Faden zieht seine Bahn durch die Leere des Raums, und mit einem letzten Ruck sitzt die kleine Spinne auf der Erde.

Die Tür zur Küche stand offen, Marthe lief in emsiger Geschäftigkeit von Herd zu Kühlschrank und wieder zurück.

Der Spinne Blick verliert sich im schwach erleuchteten Raum. Sie wartet. Unbewegliche Starre, nicht das geringste Zucken. Sie lauert. Das Damoklesschwert der Gefahr stets über ihrem Kopf. Dann zwei, drei schnelle Schritte. Halt. Keine voreilige Hast, alles muß beobachtet werden. Erneutes Lauern, die Vorsicht liegt im Spinnenblut.

Mit einem unflätigen Fluch auf den Lippen stieß der Postbote die Eingangstür auf und zwängte das Fahrrad durch den engen Einlaß. Die Schutzbleche schabten an der Wand, der stählerne Rahmen ächzte, und funkelnde Regentropfen perlten an des Postboten Antlitz ab. Er schnaufte und lehnte seinen zweirädrigen Freund erschöpft an die Wand. Dann sperrte er den unwirtlichen Regen aus, indem er beherzt die Tür schloß und seine Stimme in Richtung Küche erhob.

Dieses Wetter vergrätzt jeden noch so heiteren Gesellen, sagte der Postbote.

Marthe verließ den Herd und ging zur Tür, um den Postboten sehen zu können.

Da mögen Sie Recht haben, sagte sie, doch des Postboten Leid ist des Bauern Freud.

Die Spinne wird des bedrohlichen Schattens in ihrem Rücken gewahr und huscht geschwind über den Boden, sucht nach Schutz, nach einem Versteck, denn da ist die Gefahr, stapfend

nähert sie sich, Du mußt fort, fliehe den unachtsamen Menschenschritten, und mit flinker Bewegung hat sie die Fuge der untersten Treppenstufe erreicht. Sie preßt sich in den schmalen Zwischenraum und saugt die Dunkelheit auf, die ihr dieser verborgene Winkel spendet.

Aus dem Keller hörte man Schritte. Der Professor erklimm tapfer die unterirdischen Stein-
stufen, denn er hatte an dem Werkzeug schwer zu tragen und sein Rücken krümmte sich bereits bedrohlich unter der massigen Last. Keuchend entschlüpfte er dem Kellerzugang und trat an des Postboten Fahrrad heran, nur um im selben Moment die Werkzeuge fallen zu lassen.

Der Postbote staunte. Ein gesamter Satz Schraubenschlüssel polterte ihm zu Füßen, dazu zwei martialisch glänzende Hammer, Schraubenzieher, Ratschen, Zangen, eine Rolle Draht, Schraubzwingen jeder Größe, siebenundzwanzig verschiedene Imbusschlüssel und zu guter Letzt eine Rolle silbrig beschichtetes Isolierband.

Dann werden wir mal sehen, was Ihrem Freund fehlt, Herr Postbote, sagte der Professor, wuchtete das Fahrrad in die Höhe und stellte es um 180° gewendet mit Lenker und Sattel zuerst auf den Boden.

Aber lassen wir doch die Höflichkeit beiseite und nennen uns beim Vornamen, sagte der Postbote.

Hm, sagte der Professor und sah sein Gegenüber mürrisch an.

Dann sagte er nichts mehr.

Ich heiße Postbote, sagte der Postbote.

Er streckte erwartungsvoll seinen rechten Arm, die Hand zum Gruße gereicht.

Hm, sagte der Professor.

Dann schlug er ein.

Postbote, nett, sehr nett. Mein Name ist... ich heiße... nenne mich Professor, sagte der Professor.

Gut, Professor, sagte der Postbote.

Nach diesem, in des Professors Augen durchaus überflüssigen Austausch höflicher Freundlichkeiten, machte er sich flugs an die Arbeit und untersuchte das Fahrrad nach möglichen Schäden.

Von Zeit zu Zeit jedoch schweifte sein Blick ab, wanderte zum Fenster und maß durch grobe Schätzung die Intensität der Dunkelheit, die sich draußen breitmachte. Er hatte es eilig, denn noch immer schwirrte ihm der Wunsch nach Aufbruch durch den Kopf. Seine Finger flogen über Rahmen, Speichen und Sattel des Fahrrads, um den Defekt zu entdecken, welcher den Postboten am ersehnten Verschwinden hinderte.

Der Rahmen ist leicht verzogen, aber noch voll funktionsfähig, sagte der Professor und kniff die Augen zusammen, als spreche aus ihm der Experte aller Zweiräder.

Die Radnaben sind ebenfalls noch tauglich, Kugellager sind in Ordnung, der Sattel weist erhebliche Abnutzungserscheinungen auf, doch außer ihrem Podex dürfte sich darüber niemand beschweren...

...die Räder nebst Speichen sind beide zu einer leichten Acht verbogen, doch auch das beeinträchtigt die Fahrtüchtigkeit ihres stählernen Freundes nicht sehr, und auch die Bremsbeläge haben die Zeit nicht unbeschadet überstanden, doch damit sind sie der Beweglichkeit der Räder eher zu – als abträglich.

Damit schloß der Professor die Bestandsaufnahme und schüttelte sein graises Haupt.

Ich stehe vor einem Rätsel, sagte er.

Der Postbote sah ihn ratlos an und kratzte sich am Kopf.

Gedankenverloren drehte er das Vorderrad, beobachtet vom grübelnden Professor, der plötzlich vorschnellte und das Rad inmitten der Bewegung abrupt zum Stillstand brachte.

Aha, sagte der Professor. Die Reifen verlieren Luft.

Nein, sagte der Postbote, sie enthalten ebenso viel Luft wie heute morgen, als ich schiebend meinen Dienst antrat.

Der Professor starrte den Postboten entgeistert an.

Wieso haben Sie mir dies bedeutende Detail verschwiegen, sagte der Professor und schnaubte.

Wie Sie wissen, bin ich Postbote, sagte der Postbote, und daher auf dem Gebiet der Technik nicht sehr bewandert. Warum hätte diese Information für Sie von Wert sein sollen?

Der Professor knirschte hörbar mit den Zähnen.

Ohne Luft kein Widerstand, ohne Widerstand keine Dämpfung, ohne Dämpfung keine Fahrtüchtigkeit, sagte der Professor und verzog grimmig das Gesicht.

Wollen Sie damit andeuten, daß das Hinzufügen von Luft in die Reifen dem Fahrverhalten meines Freundes zuträglich wäre, sagte der Postbote.

Dem Professor stieg die Zornesröte ins Gesicht und seine zu Fäusten geballten Hände bebten.

Besitzen Sie eine Luftpumpe, sagte er mit zittrig nervöser Stimme.

Ja, das könnte wahrlich sein, sagte der Postbote und wühlte in seiner blauen Posttasche.

Dann zog er die Pumpe mit fragender Miene aus dem Innern des Futteral hervor. Der Professor glich nun einem brodelnden Vulkan, Sekunden vor dem Ausbruch.

Seit Anbeginn meines Dienstes trage ich dieses Ding mit mir herum, ohne zu wissen, worum es sich handelt, sagte der Postbote.

Die kleine Spinne verharrt noch immer in ihrem Versteck und genießt friedlich die Dunkelheit, die sie umhüllt. Doch plötzlich ertönt ein lauter, infernalischer Schrei – sie wird einer hektischen Unruhe in der Eingangshalle gewahr und krabbelt flugs aus ihrem Versteck hervor, zwei, drei flinke Schritte, hinaus aus der Schattenwelt, hinein in die gleißende Helligkeit. Dann der Abbruch. Stillstand. Sie sieht den Postboten. Er läuft an ihr vorbei und bedeckt den Kopf mit seinen Händen. Dann sieht sie den Professor. Auch er läuft an ihr vorüber und schwenkt eine Luftpumpe in der Hand, die von Zeit zu Zeit mit aller Macht auf des Postboten Haupt niedersinkt. Sein Kopf ist errötet und aus seinem Munde dringen Flüche der Unflätigkeit.

Die Spinne huscht weiter, läuft schnurgerade über den kalten Boden und läßt die streitenden Männer hinter sich. Sie nähert sich der Küche, angelockt von der Wärme, vertrieben von der Gefahr stampfender Füße. Sie stoppt. Das Licht der Küche bricht sich tausendfach in den Trauben der Spinnenaugen. Schnell sucht sie den Schutz der Topfpflanze, deren breite Blätter lange Schatten warfen.

Marthe hatte bereits begonnen, den Tisch zu decken und richtete sich fürs Abendessen. Doch abgelenkt vom Lärm in der Vorhalle hatte sie am Herd innegehalten und blickte nun verwundert durch die offene Tür. Sie sah, wie sich die Streithähne wieder beruhigten und der Professor eine Luftpumpe zur Hand nahm, um damit die Schläuche der Reifen zu bearbeiten. Der Postbote stand neben ihm und rieb sich den Kopf.

Nun denn, jetzt müßte ihr Fahrrad wieder seinen Dienst verrichten, sagte der Professor zufrieden.

Der Postbote streichelte liebevoll den Rahmen des treuen Gefährten.

Ich bin ihnen zu tiefstem Dank verpflichtet, sagte er und blickte mit demütiger Miene in die Augen seines Retters.

Ja, das sind Sie, sagte der Professor mit einem sardonischen Lächeln.

Er ergriff des Postboten Hand, mit seiner linken packte er das Fahrrad, drängte beide zur verschlossenen Eingangstür, die er mit einer schnellen Bewegung öffnete und ehe sich der Postbote bewußt wurde, wie ihm geschah, stand er schon zwischen Tür und Angel.

Beehren Sie uns bald wieder, sagte der Professor mit ironischem Unterton und schob den Hinterreifen mit seinem Fuß ins Freie.

Kommen Sie gut nach Hause.

Vielen Dank nochmals und einen schönen Gruß an die Gemahlin, sagte der Postbote, doch die letzten Worte wurden bereits von der schließenden Tür verschluckt.

Er stand wieder im Regen.

Der Professor schüttelte den Kopf. Ein letztes Mal ging er zum Fenster, blickte hinaus und lief dann aufgeregt in die Küche.

Marthe, ich werde nun aufbrechen, sagte er. Es wird höchste Zeit; noch reicht das Licht für einen kurzen Marsch; vier, fünf Kilometer kann ich heute noch bewältigen.

Das Essen ist fertig, sagte Marthe.

Hörst Du denn nicht, was ich sage, sagte der Professor. Ich darf keine wertvolle Zeit verlieren. Vor einer Reise muß man sich stärken, sagte Marthe. Oder willst Du schon nach zweihundert

Metern Deiner Uneinsichtigkeit Tribut zollen und wegen Entkräftung aufgeben müssen.

Grrrrmmm, sagte des Professors Magen.

Ich habe Hunger, sagte der Professor.

Er überlegte.

Dann ließ er sich am Tisch nieder, entfaltete die Serviette und wartete ungeduldig auf seine Mahlzeit. Unvermutet begann er, in seiner Hosentasche zu wühlen und während Marthe die Teller füllte und ebenfalls am Tische Platz nahm, zog der Professor ein kleines Handbuch hervor und begann unruhig darin zu blättern.

Doch zuerst wird gegessen, sagte Marthe streng, nahm das Buch aus des Professors Hand und legte es beiseite.

Sie saßen sich nunmehr stumm gegenüber und die Küche wurde von leisen Geräuschen der Nahrungsaufnahme erfüllt. Unterdessen brach draußen die Wolkendecke auf und die ersten Sterne erglühnten am abendlichen Firmament. Gevatter Mond trat seine Nachtschicht an und schien mit kugelrunder Gestalt wohligh zu lächeln.

Während sich die Teller mehr und mehr leerten, füllten sich die Bäuche und nach einer kurzen Weile hatte auch der letzte Bissen den Weg durch die Speiseröhre in den Magen gefunden. Marthe stand auf und räumte die Teller in die Spüle. Indessen nahm der Professor erneut sein Notizbuch zur Hand und begann konzentriert darin zu lesen. Er fuhr mit dem Finger eingezeichnete Landkarten ab, nickte von Zeit zu Zeit, murmelte unverständliche Laute des wohlwollenden Zuspruchs und blätterte vom Anfang zum Ende und wieder zurück. Dabei sank sein Kopf immer mehr in die Tiefe, denn die innere Wärme der Mahlzeit hatte eine Mattigkeit zur Folge, die seine Augen beschwerte und seine Glieder erlahmte.

Marthe setzte sich wieder zu Tisch und nahm die Tageszeitung zur Hand. Sie breitete die gestrige Ausgabe der „Volkspost S.“ aus, die ihre mollige Gestalt völlig hinter sich verbarg. Die Minuten vergingen und während der Professor versunken seinen bevorstehenden Weg plante, verfolgte Marthe hinter einer Wand aus Altpapier das Schicksal des Malers von F., welches im Feuilleton aufbereitet wurde.

Schweigen erfüllte die Küche. Des Professors gleichmäßige Atmung grundierte rhythmisch das leise Ticken der Uhr an der Wand, und nur Marthe raschelte von Zeit zu Zeit mit der Tageszeitung. Derweil hatte die Nacht auch das letzte Licht verschluckt und nur in der Ferne sang

noch ein einzelner Vogel, als letzter Zeuge des geschäftigen Tages, eine leise Melodie. Mensch wie Tier bereitete sich auf die Nachtruhe vor. Auch Marthe spürte die herannahende Schläfrigkeit. Bedachtsam erhob sie, noch immer hinter der Zeitung verborgen, ihre Stimme.

Ich glaube, ich werde mich zur Ruhe betten, sagte sie.

Der Professor blieb stumm. Marthe legte das Tageblatt beiseite und blickte ihn an; doch sein Kopf war längst auf die Tischplatte gesunken und mit geschlossenen Augen schlummerte er bereits im Reich der Träume.

Bonn, Juli bis November 2001



Copyright © 2004 by Christian Kolle und Timetwist
Gestaltung und Illustrationen: Pia Kolle